



Ein Gedenken an den Text, der gerade entsteht

Neele Reimers (Universität Klagenfurt)

Abstract:

Ich war mit meinen Nerven am Ende. Wirklich, ich war eine tickende Zeitbombe, unmittelbar vor ihrer Explosion. Ich wollte explodieren! Ich war wie ein brodelnder Vulkan, der Druck in seinem Inneren am Maximum. Aber ich explodierte nicht, ich brach nicht aus. Ich starrte auf ein leeres Blatt und es passierte ... nichts. Es waren simple Wörter. Eine Aneinanderreihung von Buchstaben, die in ihrer Kombination einen Sinn ergaben. Ergeben sollten. Doch ich saß hier, als hätte ich nicht bereits an einem einzelnen Tag 9.000 Wörter für meinen Roman geschrieben, als hätte ich nicht Jahre damit verbracht, mich in den Welten zu verlieren, die ich selbst kreiert hatte, als hätte ich mein Herz nicht den Worten gewidmet. Als wäre ich keine Schreibende.

Keywords: Autoethnographie

Empfohlene Zitierweise:

Reimers, N. (2025): Ein Gedenken an den Text, der gerade entsteht zisch: zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung, 13, 93-103. DOI: <https://doi.org/10.48646/zisch.251310>



Lizenziert unter der CC BY-SA 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung - Share Alike 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/) zugänglich.

Ein Gedenken an den Text, der gerade entsteht

Neele Reimers (Universität Klagenfurt)

Ich war mit meinen Nerven am Ende. Wirklich, ich war eine tickende Zeitbombe, unmittelbar vor ihrer Explosion. Ich wollte explodieren! Ich war wie ein brodelnder Vulkan, der Druck in seinem Inneren am Maximum. Aber ich explodierte nicht, ich brach nicht aus. Ich starrte auf ein leeres Blatt und es passierte ... nichts. Es waren simple Wörter. Eine Aneinanderreihung von Buchstaben, die in ihrer Kombination einen Sinn ergaben. Ergeben sollten. Doch ich saß hier, als hätte ich nicht bereits an einem einzelnen Tag 9.000 Wörter für meinen Roman geschrieben, als hätte ich nicht Jahre damit verbracht, mich in den Welten zu verlieren, die ich selbst kreiert hatte, als hätte ich mein Herz nicht den Worten gewidmet. Als wäre ich keine Schreibende.

Ich wusste, welch dramatischer, selbstzerstörerischer Plage ich zum Opfer gefallen war: der Schreibblockade. Sie war nicht nur mein Feind. Die Schreibblockade war für mich das, was der Mann ohne Nase für Harry Potter war: Mein Endgegner. In diesem Moment verfluchte ich das Schreiben, ja ich hasste es. Und das einzig und allein aus dem Grund, weil ich es über alles liebte, weil ich es brauchte, wie ich die Luft zum Atmen brauchte. Ein *Ich* ohne das Schreiben gab es in meinem Existenzraum nicht. Würde ich nicht schreiben, wäre ich der Vulkan, der explodieren würde. Nur, dass die Lava nicht in die Kunst der Worte fließt, sondern Welten unter sich begraben würde. Welten, die ich geschaffen hatte, durchlebt hatte, um sie in schwarzen Buchstaben auf leeres Papier zu bringen. Denn ich *bin* eine Schreibende.

Das war ich schon mein halbes Leben lang. Wenn man es ganz genau nimmt, sogar länger. Ich erinnerte mich noch an das erste Wort, das ich geschrieben habe: meinen Namen. Mit fünf Jahren schrieb ich in krakeligen Großbuchstaben ‚NEELE‘, unter Anleitung meiner großen Schwester, quer auf einen Blankozettel. Zu diesem Zeitpunkt und bei diesem Anblick, hätte wohl niemand gedacht, dass aus mir einmal eine Schriftstellerin werden würde. Und auch danach ließ es sich noch nicht vermuten, obwohl sich erste Indizien zeigten. Ich war schon immer äußerst kommunikativ. Wie meine Mutter zu sagen pflegte: Als Kind war ich aufgeweckt. Mit anderen Worten: nervig.

Doch das hielt mich nicht davon ab, meine Familie weiterhin auf die Palme zu bringen, nein, es trieb mich nur weiter an. Letztens fand ich einen Zettel, auf dem mein kleines Ich eine Fußballqualifikation zwischen Deutschland und Schweden dokumentiert hatte. Dies aus dem simplen Grund, dass ich meine Familie derart genervt hatte, dass meine Schwester mir einen Zettel hingelegt und gesagt hatte, ich solle das, was ich ihnen sagen würde, einfach aufschreiben – was ich tat. Ich arbeitete mit bunten Stiften, interessanten Smileys und ganz vielen Rechtschreibfehlern. Dass man das Wort ‚Tor‘ nicht mit zwei ‚O‘ schrieb, war mir zu diesem Zeitpunkt scheinbar noch nicht bekannt. Doch auch die miserabelste

Rechtschreibung hielt mich nicht vom Schreiben ab. Nichts tat das.

Meine Fantasie war unzähmbar. Ich begeisterte mich für jedes Blümlein im Wald, für jeden Stern am Nachthimmel, für jeden Baum, den ich schreibend erklimmen konnte. Schon damals stellte ich mir vor, in anderen Welten zu leben. Ich stellte mir vor, dass jeder Stern eine eigene Geschichte erzählte. Ich stellte mir vor, dass ich mit Feen in den Bäumen lebte. Als Kind war das vielleicht normal, sofern man das Konstrukt ‚normal‘ zu definieren vermochte. Meine Kindheit verstrich, meine Kreativität hingegen nicht. Sie war wie eine Blume, die niemals aufhörte, zu wachsen. Sie blühte immer weiter auf, wurde bestrahlt wie der Mond vom Sonnenlicht. Aber sie war formlos, ohne Gestalt. Sie hatte keine Substanz, weil ich sie nicht in Worten niederschrieb. Durch das Schreiben dann, da fand ich mich.

Der Ursprung meiner Liebe zum Schreiben war die Musik. Mit acht Jahren wechselte ich von einer semiprofessionellen Blockflötenspielerin zum Klavierunterricht – zur Enttäuschung meiner Oma, die mehr zwischen mir und der Blockflöte gesehen hatte als ich. Mit zehn Jahren, ich weiß es noch genau, schrieb ich mein erstes Lied. Es handelte von einem Neustart, den ich mir sehnlichst wünschte, denn ich war nicht glücklich. Es gab immer diese Sehnsucht in meinem Herzen, diese Sehnsucht nach mehr. Sie war undefinierbar.

Mittlerweile waren meine Notizen mit über hundert Songs gefüllt, Entwürfe ausgenommen. Die meisten verfasst auf Englisch. Mehr als eine Handvoll von ihnen thematisieren diese Sehnsucht nach mehr. Es brauchte einen Umzug in ein anderes Land, um diese Sehnsucht zu verstehen, sie zu stillen. Das ‚Mehr‘ war die Sehnsucht, mich der Kunst hinzugeben. Mein ganzes Sein auf sie auszurichten. Ich liebte mein Künstlerherz, aber es war lange verbunden mit undefinierbarem Schmerz. Es gab kaum etwas Schlimmeres, als einen Lebenswunsch, eine Sehnsucht, die nicht gestillt werden konnte. Wie ich es in meinem Song *Journey 2023* schrieb:

“A little flower searching for sun
wants to grow and to become
bigger and better and stronger than ever
she wants to bloom brighter so the world could see her”

Ich war die Blume, die sich mit ihren eigenen Tränen goss, um zu sprießen.

Was war der Grund für diese Tränen?

Kurzgefasst: Die Gesellschaft.

Mein Umfeld, das schon dem kleinen Mädchen einredete, es könne nicht so einfach Popstar werden, denn um eine Künstlerin zu sein, bräuchte es das entsprechende Talent. Um es simpler zu formulieren: Mein Umfeld hielt mich klein, grenzte mich ein. Es pflanzte mir die Grundüberzeugung ein, nicht genug zu sein. Mit dieser Überzeugung war nichts, was ich tat, gut genug. Und so wurde ich zur Träumerin, die sich nur vorstellte, auf den großen Bühnen zu stehen. Eine Träumerin, die sich nur vorstellte, der Welt ihre Texte offenzulegen. Ich kam aus einer Kleinstadt und ich hatte das Gefühl, dass die Leute bei der krampfhaften Suche nach Sicherheit vergaßen, das wahre Leben zu sehen.

Es ging ums Funktionieren, nicht ums Existieren.

Um Sicherheit, nicht um Freiheit.

Um Leistung, nicht um Erfüllung.

Das lebte meine eingrenzende Welt mir vor. Aber so laut die Stimmen in der Außenwelt auch waren, ich war lauter. Ich schrieb heimlich, für mich. Denn ich liebte das Schreiben. Es wurde zum einzigen Ort, an dem ich wahrlich frei sein konnte, losgelöst von allem. Der Ort, an dem ich die Grenzen des Möglichen selbst setzte. Und diesen Ort hütete ich mit allem, was ich war. Ich hüllte ihn in Verschwiegenheit, damit mir niemand reinreden konnte. Solange ich nur für mich schrieb, um mein Erlebtes, meine Emotionen zu verarbeiten oder, um meinen erfundenen Welten Substanz zu geben, solange ich es nur für mich tat, konnte mir niemand diesen Ort der Freiheit nehmen. Niemand konnte mir das Schreiben stehlen. Wenn ich schrieb, war ich die Schrift und die Schrift beschrieb mich. Ich verschmolz mit den Worten zu einer Einheit. Und dafür, ja für dieses Gefühl, liebte ich das Schreiben. Egal, was kommen mag, diese Liebe wird für immer bleiben.

Jahrelang schrieb ich nur für mich. Denn eines Tages hatte ich die heilende Wirkung entdeckt. In mir brodelte ein Vulkan der Emotionen. Und viele von ihnen, vor allem die düsteren, waren übermächtig. Ich schrieb kurze Texte, um das Chaos in meinem Inneren zu ordnen. Richtete diese an Personen, die Mitschuld an dem Chaos trugen.

Schreiben war wie ein Ventil an der Seite des verschlossenen Vulkans, das den Druck freiließ. Und immer, wenn ich an diese Zeiten zurückdenke, dann verstehe ich:

Schreiben hat mich vor der Explosion bewahrt.

Schreiben hat mir Klarheit verschafft.

Die leeren Seiten haben mir zugehört.

Schreiben hat mein Denken geformt.

Schreiben hat mir geholfen zu verstehen, wer dieses *Ich* überhaupt ist, das ständig schreibt.

Schreiben war für mich schon immer mehr als nur die Verkettung von Wort mit Wort.

Schreiben wurde zu meinem Lieblingsort.

Ein Ort, den ich geheim hielt.

Aus Angst, aus Scham.

Warum?

Ich glaubte nicht daran, dass meine Texte gut genug waren.

Mit zehn oder elf Jahren erlebte ich den Epiphaniemoment, der mich zum literarischen Schreiben führte. Ich erinnere mich noch genau an die Situation. Ich hatte bei einer Freundin übernachtet und sie hatte mir die App ‚Wattpad‘ gezeigt – eine App, in der jede Person ihre eigenen Geschichten schreiben und für die Community veröffentlichen konnte. Wenn ich es nicht besser wissen würde, würde ich sagen, Wattpad war meine erste große Liebe. Je nachdem, wie man es betrachtet, verlor und fand ich mich in der App. Aus der Perspektive der Zeit verlor ich mich, aus der Perspektive meines Selbst, da fand ich mich. Auf Wattpad begann ich auch erst wirklich zu lesen. Oft mutierten Leseratten zu Schreibenden. Ich hingegen hatte schon geschrieben, bevor ich überhaupt regelmäßig gelesen hatte. Mein einzig konstanter Berührungspunkt zu Büchern war, dass meine Mutter mir als Kind jeden Abend

vor dem Schlafengehen vorgelesen hatte. Dies tat sie sehr lange, weil ich äußerst penetrant im Betteln sein konnte. Aber ich war mir sicher, dass meine Mutter die Einhorngeschichten insgeheim mindestens so sehr geliebt hatte wie ich – manchmal muss man Menschen eben zu ihrem Glück zwingen. Von daher: Gern geschehen, Mama.

Anfangs liebte ich die Romantik. In Anbetracht der nicht abzuwendenden Plage namens Pubertät war dieses Interesse nicht weiter abwegig. Wenn die Sache mit der Liebe mir im echten Leben nicht so recht gelingen wollte, gelang sie mir eben in den Geschichten, die ich schrieb. 2015 begann ich eine Geschichte gemeinsam mit meiner damaligen besten Freundin. Sie handelte – Überraschung – von zwei besten Freundinnen, die zusammen in den Urlaub fahren (sehr innovativ, ich weiß). Meine Freundin war damals eine der wenigen Personen, die von meiner geheimen Affäre zum Schreiben wusste. Wir sprudelten vor Ideen über. Als sich unsere Wege irgendwann trennten, schrieb ich das Buch allein weiter. Wenn ich heute darauf zurückblicke, sind die Kapitel, die ich damals geschrieben habe, gewiss keine Meisterwerke. Vielmehr das Abbild einer Zwölfjährigen, die das Schreiben lernte.

Aber auch wenn ich beim Betrachten dieser Kapitel heute Scham verspüre, waren sie Teil meines Weges. Und wenn man es genau nimmt, ist es doch etwas Positives, dass ich heute, mit 10 Jahren mehr Lebenserfahrung, weitaus mehr vom Schreiben verstehe, als ich es mit zwölf Jahren tat. Ein Indiz dafür, dass ich mich zumindest nicht zurückentwickelt habe.

Damals schrieb ich einfach drauf los. Zwar mit Punkt und Komma – und mit dem Wissen, dass man ‚Tor‘ mit einem ‚O‘ schreibt, aber ich schrieb ohne Ziel, ohne Plan. So ereilten mich leider doch sehr oft die altbekannten Schreibblockaden. Viele Geschichten begann ich, kaum eine beendete ich. Zugegeben – die Schreibblockaden frustrierten mich.

Gelegentlich wurde das Schreiben zu meiner Hass-Liebe.

Ich hatte dann das Gefühl, ich wollte schreiben, aber ich konnte nicht.

Wie jetzt.

Mein eigener Gedankengang holte mich zurück ins Hier und Jetzt. Das weiße Blatt vor meiner Nase starrte mich provokativ an. Als würde es mir sagen wollen: „Sieh nur, wie unbeschrieben ich bin.“

„Ich sehe es ja“, murmelte ich frustriert, bemerkte dann aber, dass ich gerade mit einem Blatt Papier gesprochen hatte und hinterfragte wahrlich die Intaktheit meiner psychischen Verfassung. Anderen Menschen würde vermutlich allein der Gedanke an die eigene Verrücktheit verrückt machen. Ich hingegen akzeptierte meine Absurdität – ja ich begrüßte sie. Dieser Gedanke brachte mich zum Grinsen, da er mich an einen Text erinnerte, den ich erst letzten Monat geschrieben hatte. In diesem Text hatte ich über das Schreiben geschrieben und meine Ansicht von Verrücktheit dabei offengelegt. Instinktiv öffnete ich meine Notizen-App und las den Textausschnitt:

„Ich war schon immer verrückt, etwas absurd veranlagt.

Doch damals verstand ich nicht, dass verrückt sein ja gar nichts Schlimmes ist.

Ver-

rückt.

Ein Wort, das lediglich beschreibt,

dass man von der Spur der Normalität etwas abweicht.

Damals schämte ich mich, heute bin ich dankbar dafür.

Was ist schon normal? - Doch das ist eine ganz eigene Debatte.

Damals, ja damals schämte ich mich, anders zu sein.

Denn mein Umfeld redete mir ein,

dass:

meine Liebe, auf der Bühne zu stehen, nicht mehr sei als der Wunsch nach Aufmerksamkeit,

mein entspanntes Gesicht wirke wie Hohnäsigkeit,

meine Träume im Leben unerreichbar, *weit*

weit

weit

entfernt

von der Realität seien.

Wunschdenken, dass immer ein Wunsch bleibt.

Damals, ja damals

glaubte ich ihnen.

Jetzt weiß ich, dass jeder seine eigene Realität schreibt.“

Als ich diese Zeilen jetzt las, füllte sich mein Herz mit neuer Wärme. Ich selbst hatte mich gerade daran erinnert, dass ich meine eigene Realität, meine eigene Geschichte schrieb.

Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Das Blatt vor meiner Nase probierte zwar immer noch, mich zu provozieren, aber ich hatte beschlossen, dass ich mich nicht darauf einlassen würde. Ich war besser als das! Das Leben war zu kurz, um seine Zeit mit dem Kampf gegen ein provokantes Blatt Papier zu verschwenden! Ich hatte besseres zu tun – schreiben zum Beispiel.

Also, was sollte von mir geschrieben werden?

Eine Autoethnografie – Der Weg zu meinem Schreiben. Welch Ironie.

Bei dem Versuch, über mein Schreiben zu schreiben, versagte mein Schreiben.

Dabei war das Schreiben mittlerweile mein Lebensmittelpunkt. Weshalb also tat ich mich so schwer damit, den Weg dorthin in Worten aufzuknoten?

Vielleicht, weil mir das Schreiben derart am Herzen lag, dass ich die Messlatte für diesen Text auf Höhe des Mondes abgesteckt hatte. Ich wurde von meinem Vater dazu erzogen, meine größte Kritikerin zu sein, bin die meisten Jahre meines Lebens eine Marionette meines Perfektionismus gewesen. Aber um wirklich frei zu schreiben, das hatte ich mittlerweile verstanden, musste man sich von diesem Perfektionismus lösen. Immer, wenn mir dies gelang, wenn ich mich dem Flow des Schreibens hingab, zauberte ich die besten Texte aufs Papier.

Doch wie gelang es mir?

Meistens, indem ich einfach ... schrieb – mit meinen Emotionen als Antrieb.

Eine simple Lösung, sollte man meinen.

Mein Blick fiel auf den Kugelschreiber in meiner Hand, der nur darauf wartete, das provokante weiße Blatt zu füllen.

Aber womit?

Okay, ich brauchte einen Anhaltspunkt. Also überlegte ich, welche Ereignisse in meinem Leben meine Schreibentwicklung befeuert hatten. Sofort schoss mir ein Szenario aus der Schulzeit in den Kopf. Es musste im letzten Schuljahr gewesen sein, als wir im Deutschunterricht die Aufgabe erhielten, ein Gedicht zum Thema Familie zu schreiben. Die Worte flossen aus meinen Händen wie flüssiges Gold. Mein Gedicht trug den (äußerst kreativen) Titel *Familie* und thematisierte meine eigene Vergänglichkeit, Entwicklung und Unbeständigkeit sowie den Halt und die Sicherheit, die meine Familie mir dabei gab. Als ich das Gedicht vor meiner Klasse vortrug, zitterte meine Stimme und mein Herz trommelte viel zu schnell gegen meine Brust. Ich war es immerhin nicht gewohnt, meine Texte mit anderen zu teilen – ihnen die Tiefen meiner Persönlichkeit zu zeigen. Damals sprach ich nicht über meine Emotionen und somit fühlte sich dieser Vortrag an, als hätte ich vor meiner Klasse soeben einen emotionalen Striptease hingelegt. Doch als ich mit dem Vortragen fertig war – und mit meinen Nerven gleich dazu – blickte mein Deutschlehrer mich an, Bewunderung lag in seinem Blick, als er sagte, dass ich dieses Gedicht unbedingt meiner Familie vorlesen sollte. Ich spürte seine Rührung und das ... berührte mich. Das Gefühl, Menschen mit meinen Texten zu bewegen, verzaubern zu können, war die Erfüllung für meine Seele, nach der ich so lange gesucht hatte. Mein Deutschlehrer war ein prägender Faktor in meinem Schreiben, da er mich unterstützte. Er sah mein Potenzial. Viele Jahre meines Lebens hatte ich das Gefühl, ungesehen durch die Welt zu laufen. Daher war seine Anerkennung eine Besonderheit für mich. Heute ist mir klar, dass dieses Gefühl auch daraus resultierte, dass ich diesen grundlegenden Teil von mir vor allen versteckt hielt.

Wie sollten die Menschen etwas sehen, das im Verborgenen lag?

Richtig. Gar nicht. Ausgenommen Personen mit einem Röntgenblick.

Spoiler Alarm: Ich zeigte meiner Familie dieses Gedicht lange nicht.

Warum - fragt man sich?

Es war befremdlich für mich.

Auch wenn ich gerne etwas anderes behaupten würde, über diese Art der Emotionalität sprach man in unserer Familie damals nicht.

Es dauerte bis Weihnachten 2024.

Ich rahmte das Gedicht ein, schenkte es meiner Familie und brachte damit die Hälfte zum Weinen.

Und wieder merkte ich, dass in meinen Worten die Kraft liegt, Menschen zu bewegen. Und dieses Gefühl erfüllt mich. Insofern empfand ich eine doppelte Liebe zum Schreiben: Ich liebte das Schreiben für mich und ich liebte das Schreiben, um es zu teilen.

Ich liebte das Schreiben

von Romanen

von Liedern

von Lyrik.

Meine Liebe zur Lyrik manifestierte sich bereits in der Schulzeit. Ein Zitat aus meinem Abi-Jahrgangsbuch lautet: „Wenn keine Gedichtinterpretation drankommt, weine ich.“

Es bezog sich auf die Abiturprüfung und meinen Wunsch, mich in dieser mit einer Gedichtinterpretation auseinanderzusetzen. Ich hatte das Thema derart geliebt, dass ich sehr oft schiefe Blicke von meiner Klasse dafür geerntet hatte.

Spaß am Deutschunterricht? Gott, bewahre mich!

Auch der Englischunterricht war prägend für mich. Vor allem, wenn es hieß, englische Reden zu schreiben, oder uns sogar Geschichten auszudenken. Mein Englischlehrer gab mir ebenfalls Rückenwind. Dadurch, dass ich schon damals Songs schrieb, flog mir die englische Poesie zu.

Aber auch meine Lieder teilte ich nicht.

Meine Schreibkarriere hatte mit der Musik gestartet, und dennoch führte ich mit dieser den größten Liebes-Hass-Krieg. Der Grund dafür war meine eigene Unsicherheit, die aus meinem Glauben resultierte, niemals gut genug zu sein. Deshalb redete ich mir ein, dass es vollkommen ausreichte, dass ich meine Lieder nur für mich schrieb. Mein Song *I don't need your opinion*, den ich im Juni 2024 schrieb, resultierte aus einer Auseinandersetzung mit dem Auslöser für diesen „Krieg“: meinem Vater. Der Mann, der mich an die Musik herangeführt hatte, war gleichzeitig der Grund für diese Hass-Liebe. Die Sache war die, ich kam ganz nach ihm. Auch er liebte das Tanzen, die Sprache und die Musik – nur dass er sich damals für den sicheren Weg entschied. Er wurde Deutsch- und Musiklehrer, spielte in einer Band. Ich hingegen träumte von den großen Bühnen und von meinen Texten formatiert zu Büchern in meinen Händen. Ich wollte Kunst nicht replizieren, ich wollte neue Kunst kreieren. Während das kleine Mädchen mit den großen Träumen zu einem großen Mädchen mit unstillbaren Sehnsüchten heranwuchs, das sich nach und nach traute, ihre Lieder laut zu spielen, durfte es sich von seinem Vater regelmäßig anhören, dass:

es ihre Stimme zu sehr drückte,

sein Gesang nicht gut klang,

es so nicht richtig übte,

es ihn nicht abholte.

und seine Songs gleich und langweilig waren.

Zusätzlich wurde es viel zu oft gefragt:

ob es beim Singen jemand auf den Fuß getreten sei,

warum es denn so herumweine,

überhaupt, wie wolle es sich mit seinen Träumen das Leben finanzieren?

Hätte mich das damals irgendwer anders gefragt, hätte es mich vermutlich kälter gelassen. Aber nicht bei meinem Vater, zu dem ich aufsah. Von dem ich wusste, dass er mich liebte und das Beste für mich wollte. Und der sich mit der Musik auskannte. Ohne es mit Absicht zu tun, brachte er mich dazu, mich selbst klein zu halten und meine Songs lieber zu spielen, wenn ich allein war.

Ich schüttelte den Kopf, während ich den Kugelschreiber in meiner Hand unruhig auf und ab wippte. Das konnte ich unmöglich in meine Autoethnografie schreiben, oder? Ich schnaubte frustriert und legte den Kugelschreiber auf dem Tisch ab. War das nicht viel zu deprimierend, um meine Liebe zum Schreiben abzubilden? Dass ich den Großteil meines Lebens ein Geheimnis daraus gemacht hatte? Dass ich das Singen meiner Songs liebte, aber erst seit letztem Jahr wirklich davon überzeugt war, dass ich überhaupt singen konnte? Dass ich über 20 Jahre gebraucht hatte, damit ich mein eigenes Talent erkannte?

Aber es war die Wahrheit.

Die Faktoren, die mir den Weg geebnet hatten, den ich gegangen war. Die Faktoren, die mich zurückgehalten und die, die mich befeuert hatten. Gut, mein Gedankenfokus lag bisher mehr auf den Faktoren, die mich zurückgehalten hatten. Was waren also die Momente, die mein Schreiben befeuert hatten? So sehr, dass es das Zentrum meines Lebens geworden ist?

In meinen jüngeren Jahren war es primär das Schreiben an sich, das mich an sich gebunden hatte wie eine Sucht. Wie gesagt, es war meine Luft. Oft hatte ich einen solchen inneren Druck, dass es sich so anfühlte, als ermöglichte mir das Niederschreiben wieder einen ersten Atemzug. Ich spürte Erleichterung. In all den Jahren, die ich für mich schrieb, liebte ich das Schreiben für den Ort, den ich dadurch kreieren konnte. Für den Ort meiner Träume, den Ort, an dem all das Ungesagte plötzlich seinen Raum fand und ich all meinen Ballast nicht mehr allein tragen musste. Lange war es für mich in Ordnung, diesen Ort für mich allein zu haben. Aber es gab Momente, da spürte ich die Sehnsucht, das Verlangen, meine Kunst zu teilen. Einer dieser Momente war, als ich 2023 meinen Song *Run* schrieb – ein Herzensstück von mir. Mit diesem Song überraschte ich mich selbst damit, was eigentlich in mir steckte. Ein Song, den selbst mein Vater lobte. Ein Song, den ich 2024 auf meinem ersten Songslam vor Fremden spielte, der mich direkt ins Finale manövrierte. Eines Tages, da werde ich meine Lieder veröffentlichen und ich freue mich auf den Tag, an dem *Run* das Licht der Welt erblickt und Menschen aus dem Herzen spricht.

Wenn ich Romane schrieb, liebte ich die Kontrolle, die ich über die Geschichte hatte. Ohne größenwahnsinnig klingen zu wollen, aber ich fühlte mich wie eine Göttin, die ihre eigene Welt steuerte. Auch wenn ich gestehen musste, dass meine Charaktere sich irgendwann verselbstständigt hatten und ich manchmal zur Sklavin meiner eigenen Geschichte wurde. Es war, als führten die

Charaktere mich an der Nase herum, als würden sie sich dazu entscheiden, anders zu handeln, als ich es ursprünglich geplant hatte. Aber ich konnte es ihnen nicht krummnehmen, denn irgendwo war das dann auch wieder ich. In mir schlummerte eine kleine Rebellin. Wie konnte ich meinen selbst kreierten Charakteren also verdenken, dass sie diesen Charakterzug von mir übernommen hatten? Auch dafür liebte ich das Schreiben. Es ermöglichte mir nicht nur, meine eigenen Welten und Figuren zu kreieren, sondern auch, in diese Geschichten einzutauchen, sie zu erleben. Und dieses Gefühl, dieser Flow-Zustand, ist unbeschreiblich.

Wenn ich erklären müsste, wie sich das Schreiben für mich anfühlte, würde ich genau das sagen: Schreiben ist für mich ... unbeschreiblich.

Ich erinnerte mich an Momente, in denen ich auf dem Bauch in meinem Bett lag, fast den ganzen Tag, und einfach nur an einer Geschichte schrieb. Ich vergaß die Welt um mich. Ich *war* die Geschichte. Den gleichen Zustand hatte ich bei der Beendigung meines ersten Bandes einer Fantasy-Trilogie erreicht. Der Moment hatte sich in mein Gehirn eingebrannt. Es war der 29.02.2024. Nicht nur, dass ich zum ersten Mal einen richtigen, durchgeplanten Roman beendet hatte und meinen Schreibblockaden den Mittelfinder zeigen konnte. Ich hatte das Ende des Buches nicht geschrieben, das Ende hatte sich selbst geschrieben! Ich war nur die Marionette, die das Geschehen in Worten aufs Papier brachte. Und diesmal war das Ganze nicht einmal mehr mein Geheimnis! Ich hatte atmenden Individuen davon erzählt und in Kauf genommen, dass sie mich – sollten sie diesen Roman je lesen – für verrückt erklären würden (was definitiv passieren wird, weil ich einen Hang zur Absurdität habe).

Wie war es dazu gekommen, dass ich das Geheimnis meines Schreibens lüftete?

Es war schon absurd, wie sehr das soziale Umfeld die eigene Entwicklung beeinflusste. Ein wichtiger Punkt meiner Selbstverwirklichung war für mich das Freischwimmen aus dem Umfeld meiner Jugend. Als ich mein Psychologiestudium begann, zog ich in eine neue Stadt. Mein Umfeld veränderte sich, neue Leute traten in mein Leben, viele alte Freunde verblassten zu bittersüßen Erinnerungen. Zu dieser Zeit sorgte meine Entwicklung beim Cheerleading für eine Entwicklung meines Selbstbewusstseins. Noch nie zuvor in meinem Leben hatte ich eine solche Selbstwirksamkeit erlebt. Cheerleading war ein Sport, bei dem dein eigener Kopf oft dein größter Endgegner war. Er war wie Bowser in *Super Mario*. Es war ein Kampf: Dein Körper gegen deinen Verstand. Ein Kampf gegen die Angst, da es uns Menschen nicht in die Wiege gelegt wurde, Saltos zu machen oder auf den Händen von Menschen herumzuturnen. Aber jedes Mal, wenn ich diesen Kampf gegen mich gewann, wuchs ich daran. Ich spürte, dass ich meine Ziele erreichen konnte, wenn ich nur genug Energie in sie investieren würde. In Kombination mit dem Psychologiestudium entwickelte sich mein Mindset. Gewiss nicht aufgrund der wissenschaftlichen Arbeiten, die ich eher als Kollateralschaden meiner Energieinvestition akzeptierte. Ich lernte, dass allein meine Existenz gut genug war und ich niemandem etwas zu beweisen hatte. Wenn ich heute einer Person etwas beweisen will, dann mir selbst – weil ich es mir wert bin, nach den Sternen zu greifen. Mein neu erlangtes Selbstbewusstsein war der Grundbaustein. Der Grundbaustein dafür, mein wahres Ich zu zeigen. Und so erzählte ich meinen Leuten, dass ich Geschichten schrieb. Am Anfang stieß ich dabei auf überraschte Gesichter – weil kaum einer damit gerechnet hatte. Dann begegnete mir Interesse. Und dann ... begegnete ich Gleichgesinnten. Menschen, die heute zu meinen engsten

Freunden zählen. Freunde, die selbst Texte schreiben. Unser Austausch bildete eine Synergie. Sie inspirierten mich, motivierten mich und gaben mir den nötigen Tritt in den Allerwertesten, meine Texte und Lieder in die Welt rauszutragen. Es gab Nächte, da saßen wir bis sechs Uhr morgens zusammen, zeigten uns unsere Texte, Lieder und tauchten in die Welt der Worte ein. Rückblickend verdanke ich meinen besten Freunden, wo ich heute bin. Die Personen, die bedingungslos hinter mir standen, mein Talent sahen und mir meine Selbstzweifel nahmen. Dank ihnen lüftete ich mein Geheimnis, weil ich durch sie gelernt hatte, welchen Mehrwert es hat, sein Inneres mit anderen zu teilen. Und ich lernte, welchen Effekt es hat, seine Kräfte durch den Glauben an sich selbst zu entfalten.

Und jetzt?

Jetzt sitze ich hier. In einem anderen Land. Studiere kreatives Schreiben. Dieser Absprung war für mich der erste Schritt zum Fliegen. Mein Leben lang habe ich versucht, meine Sehnsucht zu stillen oder sie zu unterdrücken. Aber durch diese Lebensentscheidung bin ich ihr zum ersten Mal nachgegangen. Noch nie hat sich eine Entscheidung derart richtig und vorbestimmt angefühlt, wie diesen Weg einzuschlagen.

Und jetzt?

Jetzt sitze ich hier, schreibe Kinderbücher, die schon bald erscheinen werden. Jetzt stehe ich regelmäßig als Tänzerin auf der Bühne und ich bin drauf und dran, meinen zweiten Fantasyroman zu beenden und mich mit ihm an Verlage zu wenden. Es ist, als hätte eine richtige Entscheidung mir hundert neue Wege geebnet. Als hätte der erste Dominostein des Glücks eine ganze Reihe Glücks-Dominosteine ausgelöst.

Und jetzt?

Jetzt bin ich mitten im Prozess meiner Selbstverwirklichung – aber das ist erst der Anfang.

Ein Lächeln schleicht sich auf mein Gesicht.

Wenn ich an diesen Weg zurückdenke, verspüre ich nichts als Dankbarkeit. Dankbarkeit dafür, was alles zurückkommt, wenn man sich der Welt zeigt. Mir ist bewusst, dass ich erst am Anfang meines Weges stehe. Doch es gab einen Weg vor diesem hier. Einen, der steinig, der widerspenstig war und mich dennoch an seinen Herausforderungen zu einer Schriftstellerin heranwachsen ließ. Also greife ich erneut zum Kugelschreiber.

Bereit, diese Geschichte zu schreiben.